

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Brund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Im Haus und auf dem Hof trieb indessen ihr Vater sein Wesen. Er ließ noch anspannen, trotz der späten Stunde, um auch nach Siegen zu fahren, zu dem Kriegerfest, wo der Sohn bereits seit dem Nachmittag weilte. Hannes Reusch wollte seinen Aerger dort vergessen bei einer guten Flasche und im Kreise seiner Freunde. Daß er die ganze Weibervirtschaft hier mal gründlich quitt wurde!

Als der Wagen fort war, wurde es endlich still im Hause. Marga Reusch erhob sich und trat ans offene Fenster. Gedankenvoll sah sie in das abendliche Dunkel hinaus. Undurchdringlich war es, wie der Schleier vor ihrer Zukunft. Wer doch klar sähe über kommende Dinge und über sich selber!

Ein leises Tasten an ihrer Zimmertür ließ sie dann aufhören. Sie kannte den Laut. So ging die alte, blinde Frau durchs Haus. Wollte sie etwa zu ihr?

Es war so. Nun trat die Blinde ein. Ungewiß hob sie den Kopf.

„Magri — du bist doch hier?“

„Gewiß, Großmutter.“

Da kam die alte Frau langsam näher.

„Ich hörte den Vater vorhin — er hat einen Born auf dich.“

„Ja, weil ich den Steinsiefen fortgeschickt, ehe er noch seinen Antrag anbringen konnte.“

Die Reusch-Mutter fühlte sich zu einem Stuhle hin.

„Komm einmal her, Kind.“

Ihre Hand streckte sich nach der Richtung, von wo die Stimme der Enkelin gekommen war. Langsam näherte sich diese und überließ ihre Rechte den suchenden Fingern.

„Du liebst den Karl Steinsiefen nicht?“

„Wie sollt' ich? Er ist doch kein Mann.“

Still nickte die Blinde vor sich hin. Doch dann sagte sie: „Aber es sind schon ihrer viele hier gewesen, und nie war einer der Rechte.“

„Kann ich dafür? Du weißt ja doch, Großmutter, was an allem schuld ist.“

„Gewiß, ich weiß. Aber trotz allem — Magri, ich fürchte: der Rechte wird nie kommen. Du wirst nie einen Mann lieb haben — so wirklich von Herzen.“

„Lieb? Ja — so wie du meinst, allerdings wohl kaum. Das war früher einmal. Zu deiner Zeit, Großmutter. Wir empfinden eben anders heute. Wir sind lebend geworden und wissend. Ueber den Mann wie über die Ehe. Das ist ein Kampf, wer der Sieger bleiben wird. Entweder der Mann ist wie der Steinsiefen oder der Doktor Herling, dann siegen wir und können unser Leben nach unserer

Wünschen gestalten. Aber es fehlt der Reiz. Es ist langweilig, bloß immer einen Sklaven um sich zu haben.“

„Magri, Magri!“

„Ober aber der Mann ist anders. Etwa wie —“. Sie sprach den Namen nicht aus, der ihr mit einem Male, sie wußte selbst nicht warum, auf die Lippen kommen wollte. Aber Gerhard Vertsch stand ihr plötzlich vor Augen; auch als sie nun weiter sprach: „Ja — dann ist eben er der Sieger und beherrscht uns. Das kam ja wohl eine Zeilang mal ganz nett sein; aber doch eben nur, solange man verliebt ist. Nachher wird's doch recht unbequem.“

„Wie redest du schrecklich, Magri! Wer so denkt, der wird ja niemals glücklich werden.“

„Gib's denn das überhaupt, Großmutter?“ Mit einem leeren Blick sah Marga Reusch vor sich hin. „Glück — ist das am Ende nicht auch bloß Illusion, wie alles andere, woran wir als Kinder einmal geglaubt haben?“

Die alte Frau schüttelte nur mit schmerzlichem Ausdruck ihr graues Haupt. Wie arm war doch diese Jugend einer neuen Zeit! Aber die Enkelin, deren Hand ihre wellen Finger noch immer hielten, machte sich jetzt mit einer entschlossenen Bewegung los.

„Man muß lernen, auch damit fertig zu werden. Und je eher, je besser. Sein Leben genießen, mit gutem Geschmack und Klugheit — das ist das Erreichbare!“

„Genießen, das also wäre das Höchste, Magri, ist das denn dein Ernst?“

„Vollkommen, Großmutter. Was hätt' ich auch davon, wollt' ich anders denken? Etwa wie du oder die Mutter. Siehst du, die kannte nichts, als sich opfern für Mann und Kinder. Und die Folge? Sie liegt auf dem Kirchhof. Nun, und du, Großmutter? Du hast es mir ja selber oft genug erzählt, wie schwer du es gehabt hast mit dem Großvater, der ein solcher Starrkopf war, und dann mit deinen Kindern, wie sie groß wurden. Sorgen — nichts als Sorgen, Arbeit und Plage. War denn das etwa nur ein Glück?“

„Gewiß war es das.“ Ein verklärender Schimmer flog über die wellen Hüge der Greisin. „Das Beste war es an meinem ganzen Leben.“

„Ja, dann freilich —“ mit einem Achselzucken wandte sich Marga Reusch ab und trat langsam wieder zum offenen Fenster. „Aber ich sagte es dir ja schon vorhin: Die Welt ist anders geworden. Ihr und wir — wir verstehen einander nicht mehr.“

„Das mag wohl sein.“

Still sagte es die Blinde und dachte schweigend weiter. Wozu war sie eigentlich hier im Hause? Wo sie doch niemandem mehr nutzen konnte. Weder mit ihrer Hände Arbeit, noch mit ihrer altgewordenen Weisheit.

In dieser Stunde kam zum ersten Male über die Reusch-Mutter das Gefühl, daß sie überflüssig und ihr Leben nur eine Bürde war. Da erhob sie sich und tastete sich leise aus dem Zimmer.

Marga Reusch aber sah weiter hinaus in das undurchdringliche Dunkel.

Sich nicht aufhalten mit Gefühlsregungen — klar sein und klug! Wohl war ihr über ihr Ziel kein Zweifel, aber den richtigen Weg zu finden — das war das Schwere. Und von neuem versank sie in ihre Gedanken.

Stundenlang hatte Gerhard Bertsch beim Schein der Lampe droben über seinen Grubenbildern geseihen. Er hatte sich zu ungestörter Arbeit alles Nötige vom Bedenkbureau hier in seine Privatwohnung im Dirschen bringen lassen. Doch nun sprang er auf. Ein letzter Blick flog zu den Zeichnungen. Aufstauende Kampflust — Siegesahnung! Jetzt wußte er's, wo er den Gegner treffen mußte. Und der Angriff sollte nicht auf sich warten lassen. Noch heute nacht sollte er erfolgen. Die Gelegenheit war günstig wie nie: Fast alle die Leute vom Erbstollen, Hamschmidt mit dabei, waren ja als alte Soldaten drunten zum Fest und kamen erst am Morgen wieder zur Fröhschicht. Bis dahin konnte alles schon geschehen sein.

So stand Bertsch noch einen Augenblick. Ganz hochgespannter Wille. Dann aber folgte langsam die Entspannung. Er spürte nach dem stundenlangen Berechnen und Kombinieren nun doch ein Verlangen nach Ablenkung. Zudem — sein Auge suchte die Uhr — es galt auch noch über eine Stunde hinwegzukommen, ehe er sein Vorhaben ausführen konnte. Der Schichtwechsel auf dem Erbstollen mußte sich erst vollzogen haben, die Grube drüben leer von Leuten sein, bis auf die paar Reparaturkauer der Nachtschicht. Es war denn wohl das Beste, er ging noch nach unten ins Gastzimmer. Bei einer Flasche Wein würde er über diese Zeit des notgedrungenen Wartens am ehesten hinwegkommen.

Aber wie Bertsch durch das schon stille Haus nach unten kam, ins Honoratorenzimmer, war zu seiner Überraschung hier alles dunkel. Doch sah er noch einen Lichtschein im Nebenraum. So klopfte er denn dort an. Es war das Familienzimmer der Reuschs.

Die Tür ging auf, das Licht fiel zu ihm heraus, und auf der Schwelle stand Marga. Ein wenig erstaunt sah sie auf Bertsch.

„Sie? Ich glaubte, Sie wären schon oben. Ich habe daher eben hier überall das Licht ausgemacht.“

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe. Es ist im übrigen ja auch so spät noch nicht — ich dachte noch eine Flasche Wein bekommen zu können. Doch, wie ich sehe, ist wohl niemand mehr da.“

„Allerdings — der Vater und Hermann sind beide nach Siegen, und die Mamfell ist schon zu Bett.“

„Das wußte ich freilich nicht. Unter diesen Umständen —“

„Deswegen können Sie Ihre Flasche Wein aber doch haben — wenn Ihnen eben daran gelegen ist.“

Wiewohl es nicht gerade sehr dienstbereit herauskam, trat sie doch schon an ihm vorbei in das Herrenstübchen, um dort die große Hängelampe anzusteden. Er folgte ihr langsam.

„Oh — ich möchte Sie in der Tat nicht bemühen, Fräulein Reusch.“

Sie erwiderte nichts. Nun aber fertig, zog sie das feine Spitzentüchlein aus dem Gürtel und säuberte sich sorgfältig die gepflegten Finger von dem Anhauch des Lampenbläs. Zwischen durch fragte sie:

„Und was wünschen Sie zu haben?“

Er überlegte einen Augenblick.

„Am liebsten — Sie haben Sekt im Hause?“

Ein Nicken.

„Wenn ich Sie also um eine Flasche bitten darf? Mir wäre heute gerade einmal danach zumute.“
Schweigend ging sie und trug den Wein herzu. Reichte ihm auch noch den Sektbecher hin, sagte dann aber mit leisem Nachdruck:

„Das weitere muß ich freilich nun Ihnen überlassen.“

„Selbstverständlich.“ Er war schon dabei, den Kork zu lösen. „Sie müssen mir nun noch gestatten, Ihnen meinen Dank abzutragen für diese besondere Liebenswürdigkeit. Darf ich Sie bitten, das erste Glas mit mir zu leeren — auf Ihr Wohl?“

Und er reichte ihr bereits den schäumenden Kelch dar.

Ein kurzes Sichbestimmen, dann nahm sie das Glas entgegen, mit einem leichten Neigen des Hauptes, und stieß

an mit ihm. Sie nippte auch von dem Wein, aber eben nur so viel, daß der prickelnde Schaum ihr die Lippen reigte. Dann setzte sie den Kelch auf den Tisch und wollte sich wieder zurückziehen. Aber da bat er:

„Würden Sie mir nicht noch ein paar Minuten wenigstens Gesellschaft leisten?“

Sie trat unwillkürlich etwas zurück; doch er fügte hinzu: „Ich habe heute einmal ein Bedürfnis, noch ein Wort mit jemandem zu sprechen.“

„Wirklich — haben Sie das bisweilen doch?“

„Warum zweifeln Sie daran?“

„Es war Ihnen bisher nichts davon anzumerken, und Sie leben doch nun schon Wochen hier im Haus.“

„Wochen voll harter Arbeit, Fräulein Reusch, da muß alles andere zurücktreten.“

„Das scheint in der Tat so.“

Er hatte inzwischen ihr Glas neu aufgefüllt, nun rückte er ihr mit einer einladenden Bewegung einen Stuhl heran.

„Bitte — lassen Sie mich heute wenigstens gutmachen, was ich in diesen Wochen schelte.“

Seine Augen suchten sie dabei. Es war das erstemal, daß er sie so ansah. Wirklich, er konnte auch liebenswürdig sein. Da ließ sie sich schweigend nieder. Nur ein wenig rückte sie mit dem Stuhle doch von ihm ab.

Er lächelte leise dazu und hob dann das Glas zu ihr hin.

„Das ist nett, daß Sie mir über diese Stunde hinweghelfen.“

„Hat sie denn eine so besondere Bedeutung für Sie?“
„Ich hoffe es.“ Und er trank mit einem starken Zuge den Kelch leer.

In Marga Reuschs Augen stand ein verwundertes Fragen, aber er schüttelte den Kopf.

„Ich will einmal an etwas anderes denken. Herrgott, man ist doch auch nicht bloß ein Arbeitstier!“

Und er griff mit einer lebhaften Bewegung nach der Sektflasche.

Sie sah ihm zu, wie er den perlenden Schaum langsam in das schräg geneigte Glas rinnen ließ. Dabei sprach er weiter zu ihr.

„Volle zehn Jahre hab' ich ja nichts weiter gekannt, als Arbeit — nichts als Arbeit. Da kriegt man auch davon einmal genug.“

Ihr Blick ruhte auf seinen Händen; ein paar starren, großen Händen. Er gewahrte es und streckte sie ihr lächelnd über den Tisch hin.

„Ja, Fräulein Reusch, die wissen, was zupacken heißt.“

Sie nickte, aber mußte dabei denken: Trotz ihrer Größe wohlgebaute Hände — richtige Manneshände. Und etwas Leidenschaftliches lag in dem stark hervortretenden Geäder. Ob er wohl —

„Nun — Sie sind ja so still,“ mahnte er.

„Ach — ich muß eben nur denken, wie Sie es so haben aushalten können da drüben. Zehn volle Jahre in solcher Einsamkeit.“

„Ja, es war nicht immer leicht.“

„Was singen Sie denn nur mit Ihrer freien Zeit an?“

„Die gab es nicht viel. Und wenn es Feiertag war, wurde es auch gleich Nacht. Noch ein paar Zigaretten draußen vorm Haus — dann war der Tag wieder einmal um.“

„Aber die langen Sonntage?“

„Allerdings. Nun — da gab's eben auch zu tun. All die notwendigen Schreibereien, zu denen man in der Woche nicht kam. Na, und blieb wirklich noch so viel Zeit am Nachmittag, so hing man sich die Klinte um und kletterte in den Bergen umher. Daß man vielleicht mal ein Marmel-tier schoß oder einen Geier.“

„Mein Gott — was für ein entsetzliches Leben! Und das so tagaus, tagein.“

„Ja, ein Vergnügen war's freilich nicht. Aber ich wußte doch auch, warum ich's tat: Diese zehn Jahre sollten mich frei und unabhängig machen für mein ganzes späteres Leben.“

„Und sie haben es getan?“

„Ja.“

Nur das kurze Wort kam zur Antwort, aber sein ganzer Stolz lag daraus. Ein harter Mannesstolz, dessen höchstes Genügen es war, seinen Willen durchgesetzt zu haben, mit noch so großen Opfern.

(Fortsetzung folgt.)

Das Medaillon.

Von Max Krell.

„Welch merkwürdig blaues Ton diese Miniatur hat,“ sagte die Gräfin und wies mit dem Finger nach einem kleinen Bildchen, das infelersant an der Wand hing.

Doktor Werner nahm es für sich herab.

„Wirklich seltsam, und je näher man es betrachtet, desto intensiver wirkt die blaue Farbe. Selbst die Wimpern und die Lippen dieses männlichen Porträtkopfes sind von stählerner Bläue überzogen. Ich habe das Gefühl, diese Farbe saugt sich in mich hinein. Spürten Sie es ähnlich?“

Werner lächelte. „Gewiß, Frau Gräfin, ich würde das Medaillon sonst nicht besitzen.“

„Es ist Ihnen also gewissermaßen suggeriert worden?“ Sie betrachtete den Besitzer des Bildnisses aufmerksam durchs Vorgrön.

„Lassen Sie hören, Doktor, die Geschichte scheint amüsant zu sein.“

„Amüsant,“ versetzte er müde und ernst. „Das wohl nicht, aber ein Rätsel, unlösbar und unerklärlich und von einem Zauber, der bis heute nicht erloschen ist...“

Das Medaillon stammt aus dem Besitz des preussischen Grafen Randers. Ich hatte als junger Arzt Gelegenheit gehabt, seinem Sohn einen Gefallen zu erweisen.

Wir befreundeten uns, und die Folge war, daß ich viel im Hause Randers verkehrte. Schon beim ersten Besuch war mir die seltsame blaue Miniatur aufgefallen.

Als ich dem General hinreichend vertraut war, daß ich ungeachtet einer Frage wegen zu können glaube, forschte ich nach ihrem Ursprung. Graf Randers, der noch unter Friedrich Wilhelm III. Vortänzer bei Hofe gewesen

und in einer ehrenvollen militärischen Laufbahn zum General avanciert war, sagte mich mit seinen hellen, weißwulstigen Augen scharf in seinen Blick, gleich als wolle er prüfen, ob ich einer Mitteilung wert sei. Nach einer kurzen Stille sagte er:

„Es ist eine Eisenbetonminiatur aus dem niedergehenden Noto.“

Ich habe sie aus der Hinterlassenschaft meines Oheims, Baptiste Marie de Bimere, erhalten, obwohl er sie einem Dritten zugebacht hatte...“

Er wollte noch etwas hinzufügen, besann sich aber und schloß.

Einige Wochen nach diesem kurzen Gespräch überließ ich die gräßliche Familie zum Sommeraufenthalt nach den bayerischen Bergen, wo sie ein entzückend gelegenes Gut besaß. Unaußersächlich verfolgte mich während dieser Zeit der Gedanke an die sonderbare Miniatur: alles bei mir drehte sich einzig um das Bild, das einen geradezu dämonischen Zauber auf mich auszuüben schien. Mir war dieser Einfluß unerklärlich. Daß es die intensive blaue Farbe nicht allein tat, sagte ich mir wohl, obgleich ich auch darin eine Absonderlichkeit fand. Aber der Profilschnitt konnte es sein: ein ganz merkwürdig gezeichneter Nasenrücken. Sehen Sie, —

Doktor Werner deutete auf das ovale Porträt — was für ein merkwürdig gezeichneter Nasenrücken! Der Typus scheint der der idealen griechischen Form zu sein. Aber dann diese abnorm verflochtenen Wurzelansätze, die der hohen Stirn etwas ungemein Steiles geben. Und weiter: dieses eigenartige Auge, das da zu sprechen scheint, nur weiß man nicht, spricht es mit Ernst, mit Spott, mit Ironie oder Bescheidenheit. Es ist ein Bündel von Ausdrucksformen.

Also dieses Gesicht verfolgte mich Tag und Nacht, ohne daß ich Rat oder gar Befreiung von ihm gefunden hätte. Ich sann schließlich auf einen Vorwand, unter dem ich die gräßliche Wohnung, während die Randers im Süden weilten, betreten könnte. Und ich fand hundert für einen. Doch sie waren wertlos. Ich vermochte mich nur zu überzeugen, daß das Medaillon nicht an seinem Platz hing. Vor eine unverfänglich hingeworfene Frage sagte mir der Diener: der Herr Graf pflegte das Bild stets mit auf Reisen zu nehmen.

In mir lebte jetzt nur der eine Wunsch: ich mußte das Porträt unter allen Umständen wiedersehen. Die Zeit bis zur Rückkehr des Grafen dünkte mir viel zu lang — ich forcierte eine Einladung.

Und richtig, das blaugetönte Medaillon hing über dem Schreibtisch des alten Herrn. Ich glaubte jetzt nur noch Hohn in den Augen des streifen Kopfes zu lesen. Aber nach kurzen Augenblicken wechselte auch dieser Eindruck wieder. Ich verwirrte mich im Anblick. Oft trat mich der General vor dem Bild, und ein halb mitleidiger, halb besorgter Blick streifte mich.

Endlich rief mich meine Praxis wieder nach Berlin, und auch der Anstand gebot, den Aufenthalt abzubrechen. Ich sollte übrigens den alten Grafen nicht wiedersehen. Er starb in den ersten Herbsttagen und wurde auf dem Schlosse zu R. beigesetzt. Eine schwere Erkrankung ließ mich nicht an der Bestattung teilnehmen. Erst nach Monaten, als ich notwendiger genesen war, konnte ich dem jungen Grafen in Berlin meinen Kondolenzbesuch machen. Meine erste Wahrnehmung im Hause war: daß das Bild nicht an seinem Platz hing. Ich fragte unverhohlen danach.

„Ein Medaillonbild?“ meinte Edgar Randers. „Ich kann mich nicht entsinnen...“

Doch halt, ja, Du hast recht. Es hing über Papas Schreibtisch. Ich konnte das Ding nicht ausfinden. Ganz recht, sehr blau getönt. Jetzt fällt mir auch ein, daß ich es einige Wochen vor Papas Tode bereits vermischte. Ich legte dem Bild wenig Wert bei. Vielleicht hat er es selbst zerstört. Er hatte nicht vergleichlichen Veranlassungswandlungen.“

Es stand bei mir fest, das Bild existiere noch irgendwo. Ich kalkulierte: wenn Graf Randers die Miniatur so hoch schätzt,

daß er sie von Ort zu Ort mitnahm, so hat er es auch nicht über's Herz gebracht, sie zu zerstören, lediglich aus Furcht, sie könnte in andere Hände fallen. Was man liebt, sucht man bis in den Tod zu behalten.

Mit Ungeduld erwartete ich den kommenden Sommer. Und sobald es schicklich war, besuchte ich den jungen Grafen in R.

Ich stöberte mit fieberhafter Unruhe. Denn der Zauber des Porträts nahm mich Stunde um Stunde mehr gefangen. Vergebens, das blaue Medaillon blieb verschwinden.

Eines Abends trat Graf Edgar bei mir ein und überreichte mir einen mächtig großen Holzkasten, mit der Bemerkung, es sei eine Erinnerung an seinen Vater. Ich öffnete und fand die Totenmaske des alten Generals, die weisleuchtend auf schwarz-samtem Futteral lag. Ich hob sie heraus und betrachtete sie aufmerksam von allen Seiten, hier und da einen besonderen Gesichtszug konstatierend, der mir aus irgend einem Grunde ins Gedächtnis gegraben war. Wäglisch starrte ich... Ich hielt die Maske gegen das gelbe Abendlicht und verfolgte mit wachsendem Entsetzen die Profillinien: es war das Profil der Miniatur — der Miniatur, von der mir Randers selbst gesagt hatte, sie stamme aus dem späten Rokoko. Die Nase in der idealen Form antiker Bildwerke — die Wurzelansätze tief, so daß die Stirn sehr steil abfiel, nur die Augen waren tot. Aber was kimmerten mich jetzt die Augen. Ich war benommen vor Schrecken über die Entdeckung, die mir umso bedeutungsvoller wurde, als ich am nächsten Tage zufällig die verschwindene Miniatur wiederfand. Meine Ahnung hatte nicht getrogen: er hatte sie aufbewahrt, sehr sorgfältig, sehr geheimnisvoll und geradezu, als wünsche er, daß sie nie aufgefunden würde. Eine unabsichtliche Berührung ließ mich an ein verborgenes Fach jenes alten Schreibtisches stoßen, den Graf Edgar mir hatte ins Zimmer stellen lassen. Ein Deckel schlug herab: ich fand einen in Seide gehüllten Gegenstand, und als ich die Umhüllung abgestreift hatte, lag mir die blaue Miniatur in der Hand. Zitternd vor Aufregung vermochte ich zunächst nach keiner Richtung hin einen klaren Gedanken zu fassen oder gar etwas zu tun. Mechanisch betrachtete ich das eisenbeinerne Kunstwerk, bis mir einfiel, es doch einer näheren Untersuchung gut unterwerfen. Die Rückenbede löste sich leicht. Ich fand ein schmales vergilbtes Blättchen, auf dem von wenig gelehrter Hand geschrieben stand:

„Alexandre Cagliostro, 27. 9. 1785.“

Ich betrachtete das Bild aufmerksam von neuem. Also den alten verstorbenen Göttergötter Balsamo hatte ich vor mir! Und seinen merkwürdigen Gesichtszügen war der Schatz meiner Nächte, die Ruhe dieser Monate zum Opfer gefallen. Wie sonderbar, daß dieser Mann mit dem rätselhaften Leben noch durch ein Abbild hingerichteten Einfluß auszuüben vermochte. Ich mußte daran denken, daß die Sage geht, er sei nicht gestorben, und der Gefangene in San Leone, der im August 1795 starb, sei jeder andere, nur nicht Giuseppe Balsamo alias Alexander Cagliostro gewesen... Aber ich las noch mehr auf dem gelben Blättchen. Von anderer Hand war hinter dem Namen Cagliostro ein Fragezeichen gesetzt; und darunter stand geschrieben:

„Baptiste Marie de Bimere, † 11. 11. 1829.“

De Bimere? Hatte der alte General nicht gesagt: de Bimere sei sein Oheim gewesen?... Ich wußte kaum, was ich tat, als ich auch neben diesem Namen ein Fragezeichen stellte und darunter schrieb:

„Ferdinand Graf Randers, † 19. 9. 1873.“

Und wie ich diese drei Daten überlas, fiel es mir auf, daß sie einen auf ein Jahr genauem Abstand von einander hatten. Eine fürstbare Ahnung dämmerte in mir auf. Lebte der Dämon Cagliostro wirklich in diesem Bilde weiter und lächelte er seinem Besitzer, wie so oft in seinem Leben, durch Suggestion die Daseinsflamme aus? Oder war Cagliostro überhaupt nur der Begriff absurder Aberglauben, der in genau gemessenen Zeitabständen Gestalt annahm? Ich wollte das Bild von mir werfen — ich konnte es einfach nicht. Ja, ich hat den Freund, dem ich die Auffindung mitteilte, es mir ganz zu überlassen. Er war es herzlich zufrieden.

Und nun, Frau Gräfin, beobachte ich seit vierzig Jahren, wie mein Gesicht sich allmählich umformt. Ich beobachte, daß mein Nasenrücken schlank und schmal wie die griechische Idealform wird, daß meine Stirn tiefer sich ins Gesicht hineingräßt und eine tiefere Grube an der Nasenwurzel sich bildet. Und ich bemerke, daß der Ausdruck meiner Augen von Tag zu Tag indifferenter wird. Ich wehre mich nicht. Ich könnte das Bild wohl vernichten, wenn ich es vermöchte. Aber die Sache interessiert mich. Und mit Spannung erwarte ich das Jahr 1917, wenn die Metamorphose von Viktor Werner zu Alexander Cagliostro vollzogen sein wird. Oder zweifeln Sie noch, daß ich 1917 sterben werde?

Vermischtes.

* Damit er seine Feinde aufesse. Die „Daily Mail“ veröffentlicht den nachstehenden Brief eines Kamerun-Fürsten an den Stellvertreter des Königs von England, der an ein herzliches Einverständnis der beiden Potentaten schließen läßt: „Im Namen Gottes des Barmherzigen, des Gütigen. Lob sei Gott, Friede seinem Propheten. Dieser Brief ist gesandt durch den Gott“

ven Gottes, Mubshir Shehu von Bornu, Sohn des Shehu Ibrahim, Sohn des Shehu Umar, Sohn des Shehu Mohaman Aminno Kanemi. Ich, Shehu von Bornu, eingesetzt durch die Macht des Königs von England, schreibe an den Vertreter des Königs von England, den Gouverneur Lugard, die ergebensten Grüße. Wie haben die Nachrichten erhalten, daß Gott dem König von England Sieg geschenkt hat über die deutsche Kraft. Unsere Herzen sind mit Freude gefüllt. Drei Tage haben wir den öffentlichen Luftbarkeiten gewidmet. Als unsere Freunde beendigt waren, rief ich meine Ratgeber zusammen. Wir sagten, daß die Summe von 3500 Pfund, die wir durch den Mand von Zulkaadah spendeten, nicht genug war, um den König von England, unseren Herrn, zu kräftigen, damit er seine Feinde aufessen möge. Der Kanzler Umar Ansami sagte zu mir: „Oh, Shehu, wenn du auch Geld und Vieh gesandt hast, bederke, dies ist nicht genug.“ Der Schatzmeister Mallam Makkar sagte zu mir: „Es ist kein Mangel in unserer heimatischen Kasse. Bald werden auch die Steuern bezahlt werden.“ Was diesem Grunde haben ich und meine Ratgeber beschlossen, 1000 Pfund zu spenden. Wir bitten Gott, daß er dem König von England ein lauges Leben schenke. Grüße! Geschrieben am Mittwoch dem 17. Tag von Shaaban, im Jahre der Hira 1333.“

Bei den französischen Verwundeten der Champagne Schlacht. Der Berichterstatter des „Journal“ schildert im Folgenden das Einbringen der Verwundeten aus der Champagne Schlacht hinter der Feuerlinie: „In langen Reihen sind die Tragbahnen aufgestellt. Die Männer, die hier liegen, bleich und blutig, kommen soeben aus dem mörderischen Feuer. Es sind die ersten Schwerverwundeten aus dem tödlichen Gewühl der großen Offensive. Unser Sanitätswesen hat sich geübt, den Grad der wünschenswerten Vollendung hat es allerdings noch immer nicht erreicht. In den meisten Abschnitten unserer Angriffsfront in der Champagne — einzelne Ortsbezeichnungen zu nennen ist mir nicht gestattet — werden die Verwundeten des Tages eingekammert, so daß sie bis Mitternacht in den Lazarettstationen eingeliefert sind. Eine Kette von Pflegeposten verbindet den Verbandplatz mit dem Bahnhof. Die Bahnhöfe sind eilig zur Aufnahme der Schwerverletzten eingerichtet. Bei Tag und Nacht müssen Ärzte und Pfleger bereit sein. In einem Wartesaal liegen vierzig Schwerverwundete, einige scheinen zu schlummern. Ein großer Junge von 20 Jahren diktiert einer neben ihm knienden Schwester röhelnd einen Brief. Einige Verwundete unterhalten sich mit schwacher Stimme. „Was halt Du?“ „Ich bin am Bein getroffen.“ „Ich im Rücken — durch eine Granatexplosion.“ „Leise raunt ein Murren des Schmerzes durch den Raum. „Tut's weh?“ „Es geht.“ Zwei Soldaten derselben Kompanie hat der Zufall nebeneinander gebettet. „Wo bist Du verletzt?“ „Bei den Drahtverhauen.“ „Der Leutnant ist gefallen.“ „Und unser Unterleutnant auch.“ „Ach ja...“ Und wieder senkt eine dumpfe Stille sich über den Raum herab. Die beiden Kameraden schweigen. Der eine läßt müde die Augenlider zufallen, der andere starrt schmerzhaft ins Weite.“

Der Schlaue Russe. Die folgende Episode ist dem demnächst im Verlage Georg Müller erscheinenden Buche eines polnischen Legionärs, „Mit den polnischen Legionen in den Karpaten“, entnommen: Eine Patrouille von zwei Legionären schleicht durch den Wald nach Motokow. — Möglich sehen sie: vor ihnen im Walde schimmert es graubraun... Ein Russe sitzt da und verbindet sich mit der größten Seelenruhe das Bein. Der Karabiner lehnt an einem Baumstamm. Unsere Jungen schleichen sich von zwei Seiten an ihn heran und erklären ihm feierlich, er sei gefangen. Der Russe nimmt diese Erklärung mit Gebahren entgegen, das auf Trauer über die Gefangennahme nicht schließen läßt. Sie gehen also zusammen weiter durch den Wald... Ja, jetzt haben sie sich verirrt! Sie wissen nicht mehr, wo die Ihrigen, wo die feindlichen Positionen stehen. Eine unangenehme Lage! Stolz und glücklich über ihren Gefangenen, wissen sie jedoch nicht, wohin sie ihn abführen sollen... Sie schließen also mit ihm einen Vertrag: alle drei gehen mit dem Gewehr in der Hand; wenn sie auf russische Lager stoßen, dann soll der Russe sagen, er hätte die Legionäre gefangen genommen; wenn sie auf polnische Vorposten stoßen, dann sei eben er gefangen und sie frei. Der Vertrag wurde feierlich abgeschlossen und — der Russe soll die Führung übernehmen. Nach kurzer Zeit erblickten sie in der Ferne die Vorposten der Legionen... Dem Russen ist ein Stein vom Herzen gefallen...“

Ein Engländer über die modernen Londoner Frauen. Die neuen Steuern, die sämtliche Luxus- und Haushaltungsgegenstände in Großbritannien außerordentlich im Preise steigern, sowie das unpatriotische, verschwundungsüchtige Benehmen der meisten Londoner Frauen veranlassen einen Engländer zu folgender, in der „Daily Mail“ abgedruckten temperamentoollen Auslassung: „Die außerordentliche Teuerung des Zuckers, die untern Frauen als Vorwand für die phantastischsten Haushaltungsgeldforderungen dient, könnte durch größere Sparformel in Verbrauch von Kakao und Schokolade vermindert werden. Aber nichts ist meiner Meinung nach schandbarer als die lächerliche Weise, in der die modernen Londoner Frauen der Mittelklassen sich ihrer Schokoladenliebhaberei hingeben. Ununterbrochen trinken oder kauen sie Schokolade, und es ist nachgerade ein verderbliches Laster geworden. Tausende englischer Frauen scheinen keinen höheren

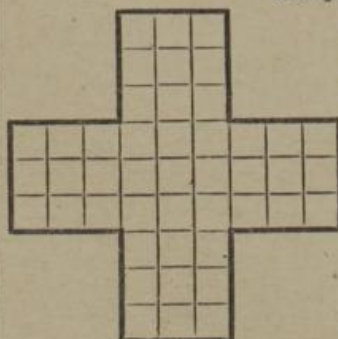
Begriff von Pflicht und Vergnügen zu haben, als mit schokoladengefülltem Munde und starren Augen in irgend einem Kino einen blödsinnig-sentimentalen Film zu bewundern. Dann, wenn das letzte Filmbild verflummt und das letzte Schokoladenbrot verschluckt ist, gehen sie nach Hause und verlangen von den Männern mehr Haushaltungsgeld. Das ist nicht der Geist, mit dem Krieg gewonnen werden.“

Die sentimentale Periode der englischen Kriegspostkarten. Die englischen Kriegspostkarten haben eine für die Stimmung in der Bevölkerung vielleicht bezeichnende Wandlung durchgemacht. Wie die „Daily News“ feststellen, sind die Karten lange nicht mehr so haberdürr und siegestrunken wie in den ersten Kriegsmontaten. Vor einem Jahre waren Karikaturen schärfster Art auf Deutschland besonders begehrt, jetzt aber ist eine etwas bescheidene Sentimentalität in der Kartenindustrie vorherrschend. Zwar gibt es noch immer verschiedene „Dassarten“, doch sind sie durch die schnell beliebt gewordenen neuen Drucke ganz in den Hintergrund gedrängt. Das englische Publikum hat, wie das Londoner Blatt meint, sein Interesse am Das eingebüßt. Dafür wächst die Zahl der sentimentalen und lyrischen Bilder von Tag zu Tag. In jedem Schaufenster erblickt man den „Abschied des Soldaten“ und die „Deimkehr des Kriegers“. Die meisten Karten sind auf die sogenannten Kino-Motivität zugeschnitten. So sieht man einen jungen Soldaten, der als Silhouette vor einem Bild auf Wache steht, und über ihm, zwischen den ziehenden Wolken des Himmels, erscheint geisterhaft das Gesicht eines jungen Mädchens. Darunter steht: „Denkst du auch manchmal an mich?“... Sehr beliebt sind auch patriotische Serien mit schluchzenden Schwestern, weinenden Müttern und den Schmerz verbeißenden jungen Leuten in Rhakiumform.

Büchertisch.

— Zeugnisse zum Deutschen Aufstieg 1750 bis 1914. Ein Lesebuch für den Deutschen. Nach Karl Lamprechts gleichnamiger Schrift herausgegeben von Dr. Alfred Dönges. Preis gebunden 2 Mark. Verlag Friedrich Andreas Barth, N.-O. Gotha 1916. Vor seinem Tode hatte der nummernlose Historiker Karl Lamprecht in seiner Schrift „Deutscher Aufstieg“ zum deutschen Volke und dessen bewegter Gegenwart noch einmal seine weitgehende Stimme erhoben, dem Zeit seine Fundamente und Tragensteine in der Vergangenheit aufweisend und helle und freudige Ausblicke in die Zukunft gewährend. Indem er so die Quintessenz von mehr als eineinhalb Jahrhunderten auf wenige Seiten zusammengedrängt hatte, schenkte er ihm nützlich und fördernd für das geschichtliche Verständnis — und die Wünsche der Leser seines „Aufstiegs“ begegneten sich darin mit dem seinen — die Gedankengänge seines Buches durch Quellen, durch Urkunden und Dokumente der Zeit selbst belegen zu lassen, sozuzagen den Beweis und konkreten historischen Hintergrund gegenüberzustellen. Die Arbeit wurde noch von ihm selbst vorbereitet und ihre Ausfertigung von ihm in die Hände seines tüchtieren Schülers Alfred Dönges in Dresden gelegt, der, von Lamprecht aufs eingehendste unterrichtet, das Buch jetzt vorlegen kann. Das Buch bietet Schriftstücke von zum Teil ehrwürdigen Urhebern, allen Zellen deutscher Kulturgestaltung entnommen, welche die Wandlungen des geistigen und materiellen Lebens und sein Höherwerden aufzeigen und damit einen Bruchteil des unergründlichen Reichthums deutschen Denkens und Wollens vorführen. Eine ganz besondere Bedeutung besitzt es jedoch für den Schulunterricht zur Belebung und Ergänzung des Unterrichts in der neueren Geschichte, die ja nach dem neuen Erlass des preussischen Unterrichtsministers endlich eine höhere Bewertung in der Schule finden wird. Möge das Buch als rechtes Volksbuch erkannt, bewertet und verbreitet werden!

Kreuzrätsel.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a a a a, b b b b, c c, d d d d, o o e, f f, h h, i i i i i i i i, n n, r r r r, s s s s, t t t, u u derart einzutragen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben:

1. Männlichen Vornamen.
2. Uebersetzer von Shakespeareschen u. Moliere'schen Stücken.
3. Einen Landschaftsmaler.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Buchstabenrätsels in voriger Nummer:
Grafeldis — Elster — Ostende — Raab — Gemse;
Georg Ebers.